

# Weihnacht

Autor(en): **Weidenmann, Julie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **20 (1930)**

Heft 51

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647107>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

durch den knietiefen Schnee die Wiesenhalde hinauf dem schwarzen Tannenwalde zu, immer noch halb vom Traum umfangen, ohne klares Bewußtsein. Der Schweiß tropfte ihm von der Stirne; sein Atem ging mühsam. Und es war ihm, als ob das Bäumchen auf seiner Achsel nach und nach schwerer und schwerer würde.

„Gottlob!“ keuchte er, als er endlich den Waldrand erreicht hatte. Aber das Tännchen war noch nicht zufrieden. „Weiter hinauf!“ bettelte es. „Hier kann ich nicht sein, die großen Bäume würden mich mit ihrem Schatten erdrücken! Ich muß bei meinen Schwestern und Brüdern leben! Bitte, Bitte!“

Jaköbli nahm alle seine Kräfte zusammen und versuchte es noch einmal. Er war jetzt auf Augenblicke ganz wach und besann sich genau auf den Platz droben im Geißholz, wo das Tännchen gestanden hatte. Aber in seinem Eifer, den nächsten Weg zu finden und damit seine große Mühsal zu verkürzen, verlief er sich erst recht, also, daß er in kurzem gar nicht mehr wußte, wo er war und sich ohne Ziel und Richtung weitereschleppte, nur noch von einer dumpfen Not getrieben, bis er zuletzt am Ende seiner Kräfte war und auf einer Waldlichtung erschöpft hinsank, um sogleich wieder in Schlummer und Traum zu verfallen.

Mit merkwürdig klaren Sinnen konnte er jetzt wahrnehmen, wie das Tännchen neben ihm sogleich Wurzeln schlug, wie es vor seinen Augen langsam empor wuchs und in glücklichem Gedeihen Ast und Wipfling trieb. Und unversehens war es ein großer, mächtiger Weihnachtsbaum, mit hundert und hundert Kerzenlichtern übersät, also, daß der Wald ringsum von der gelben Helle wunderbar erfüllt wurde. Am Stamme des Lichterbaumes aber saß Brunnhofers Anni; sie wiegte ihre einarmige Puppe im Schlaf und sang dazu:

Bäbi, tue dini Neugli zue,  
Bruchsch dann weder Strümpf no Schueh:  
Uebers Johr, dann si' mer ryeh,  
Muesch en Christbaum ha wie-n-ich.  
Schlofe, Bäbi, schlofe!...

Die Helligkeit trat so nahe und so grell vor Jaköblis Sinne, daß er darob erwachte. Wie er sich mit steifen Fingern die Augen ausrieb, nahm er wahr, daß der alte Brunnhofer, Annis Großvater, mit brennender Laterne dicht neben ihm stand.

Mit plötzlicher Bestimmtheit besann er sich auf alles. Sein ganzes Denken war augenblicklich auf Flucht gerichtet. Ohne lang zu überlegen, schoß er auf, um neben dem alten Mann vorbei ins nahe Didicht zu entkommen.

Der Brunnhofer hielt ihn mit gelassener Ueberlegenheit fest. „Nu g'stät, Büebli, nu g'stät!“ sagte er. Doch der Ton seiner Rede war weich und freundlich, und Jaköbli verlor sogleich etwas von seiner großen Angst.

Der Bauer führte ihn am Händlein nach der gebahnten Waldstraße hinüber und ins Dorf hinab. „Man tut dir nichts; du mußt dich nicht fürchten“, redete der sonst Wortfarge dem noch immer zögernden Knaben wiederholt zu. „Sei froh, daß ich noch einmal nach dir suchen ging, und daß die Stapfen im Schnee mir deine Spur gezeigt haben. Sonst wärest du am Morgen tot.“

Das verschneite Dorf lag in tiefem Schlafe; nur die Fenster des Brunnhofes waren noch freundlich erhellt. Als die beiden Nachtwanderer in die warme Stube traten, kam ihnen die Bäuerin, die wartend am Tisch gefessen, mit einem leisen „Gottlob“ entgegen. Stillschweigend setzte sie dem Knaben warme Milch und Brot vor und hieß ihn essen.

„Hest, wir haben schon gefürchtet, es sei dir in der kalten Nacht etwas zugestoßen“, sagte sie nach einer Weile. „Das wäre dann recht traurig gewesen.“

Und als er gegessen hatte, setzte sie sich ihm dicht gegenüber auf einen Stuhl. Sie legte ihm ihre grobe, rissige Hand auf den Kopf und machte, daß er ihr sein Gesicht zuwenden mußte.

„Sag' mir jetzt alles, wie wenn ich deine Mutter wäre“, bat sie eindringlich. „Es kann sein, was es will, du hast einen guten Willen bei mir. Wenn ich gestern früher dazu gekommen wäre, hätte dir auch nicht so geschehen dürfen.“

Da erzählte er ihr unter Schluchzen und Weinen, wie er bloß dem armen Weihnachtsbäumchen, das ihn so sehr gedauert, einen kleinen Gefallen habe tun wollen.

Sie bekam nun auch das Wasser in die Augen. „Ich glaub' dir das“, sagte sie. „Auch wenn es dir sonst kein Mensch glauben würde, ich weiß, daß du die Wahrheit sagst. Halt weil ich auch einmal ein Kind gewesen bin. Und ich habe schon länger auf dich acht gegeben und etwas im Sinn gehabt. Von jetzt ab bist du bei uns daheim.“

So hat der kleine Jaköbli an sich erfahren, daß man mit dem Gutsein nicht schlecht fährt, wenn man auch manchmal ein wenig darum leiden muß.

Es ist ihm noch wohl gegangen im Leben. Er ist mit den Jahren ein starker Knecht und zum Ende ein Bauer geworden und das Anni seine Frau.

Das Christbäumlein, um das er aus einem ungueten Haus in ein gutes gekommen, bewahrt er noch heute als Andenken auf, ob es gleich nicht mehr viel vorstellt. Vielleicht zeig' ich's euch einmal, wenn ihr's sehen wollt. Denn der Jaköbli von damals bin ich, er ist in der Wahrheit ein Xaveri gewesen. — Seid ihr jetzt zufrieden?“

## Weihnacht.

Marienkind, ich suche  
Dich überall,  
In Not und Tod und Sünde,  
Im finstern Stall.

Mariensohn, ich finde  
Dich tiefst in mir;  
In staunendem Befragen  
Knie ich vor dir.

O seliges Erleuchten!  
Wie trifft dein Strahl!  
Sohn Gottes, du All-Einer,  
Du Wunderschall!

Sohn Gottes, tief im Innern  
Du Melodie!  
Herzliebe Ewigsonne,  
Verschein mir nie!

Ich bin dein armes Kripplein,  
Dein finst'rer Stall!  
Du klinge und du scheine  
Mir überall!

Julie Weidenmann.

## Hannelis Weihnacht.

Von Edgar Chappuis.

Man befand sich in der zweiten Dezemberhälfte. Weißer hoher Schnee bedeckte Stadt und Land, und die Eiszapfen, die von den Dächern herabhingen und überall die öffentlichen Brunnen befränzten, sorgten dafür, daß eine richtige Weihnachtsstimmung herrschen konnte. Ueberdies prangten in den Schaufenstern die schönsten Gegenstände und warteten nur darauf, gekauft zu werden, damit durch sie irgend einem Menschen eine Freude bereitet werden konnte. Da die Nacht schon früh einbrach, erglänzten bald nach vier Uhr, also zu einer Zeit, wo die Schuljugend aus dem Nachmittagsunterricht heimzukehren pflegt, die Läden der großen Stadt in einer Fülle von Licht, und ob all den ausgestellten Herrlichkeiten blieb manch Bube und Mägdelein mit weitaufgerissenen Augen stehen und vergaß beinahe, daß es heim mußte, die Schulaufgaben zu machen.